

Die Fremde als Heimat

Erfahrungen unter deutschen Gemeindegliedern in Sowjet-Asien

Auf Einladung von Harald Kalnins, der am 13. November 1988 in Riga als Bischof der neu entstehenden Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Sowjetunion eingeführt worden ist, besuchte eine Delegation der EKD vom 28. Juli bis 6. August 1989 zum ersten Mal deutsche evangelische Gemeinden in Westsibirien und Kasachstan. Die Besuchsreise führte außer nach Alma Ata, der schon seit vielen Jahren für westliche Touristen zugänglichen Hauptstadt der Kasachischen SSR, auch in die Bezirke Omsk und Semipalatinsk, die für ausländische und vor allem westliche Besucher noch immer gesperrt sind.

Die Delegation, der der Vorsitzende des Rates der EKD, Bischof Dr. Martin Kruse, sowie Präsident Dr. Heinz Joachim Held und Oberkirchenrat Dr. Ludwig Markert angehörten, konnte auf dieser Reise Zeugin einer neu entstehenden Kirche werden, deren mittelbare Vorgängerin, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland, im stalinistischen Terror endgültig untergegangen zu sein schien. Über 500 Einzelgemeinden sind Bischof Kalnins inzwischen bekannt, 7 von ihnen konnten die Vertreter der EKD besuchen.

Bischof Dr. Martin Kruse hat in seiner Ansprache zum Jahresempfang der Evangelischen Kirche in Deutschland in Bonn am 14. September 1989 Erfahrungen dieser Besuchsreise geschildert:

Seit einem knappen Jahr gibt es wieder eine deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Sowjetunion mit etwa 200 000 Gemeindegliedern, etwa 600 Gemeinden, verstreut über die Riesenfläche nun mit einem Bischof und keinem einzigen Pfarrer. Aber die Gemeinden leben und rücken langsam zusammen unter den Bedingungen der Perestroika. Manches mutet fast urchristlich an, wenn man aus westlichen kirchlichen Verhältnissen zu Besuch kommt.

Wir waren durch den 78jährigen Bischof dieser Kirche, Harald Kalnins, eingeladen; er hat seinen Dienstsitz in Riga, wo er in der Lettischen Lutherischen Kirche als Superintendent gewirkt hat und im Laufe der letzten 20 Jahre zum Seelsorger, Berater und Helfer der verstreuten deutschen Gemeinden wurde. Mit ihm zusammen sind wir in Regionen gereist, die bisher für westliche Ausländer gesperrt waren (Semipalatinsk zum Beispiel, wo in der Nähe ein Atomversuchsgelände existiert).

Sie können sich denken, welche Freude dann ein solcher Besuch auslöst. Das biblische Bild von den Türen, die sich überraschend auftun, die Gott öffnet, spielte in allen Begegnungen eine große Rolle. Die Auswirkungen der Perestroika, die Möglichkeiten der Reise und der Ausreise, solche Besuche – überall Türen, die sich auftun. Aber was bedeutet das? Was ergibt sich daraus? Diese Frage bewegt die Gemüter gerade als religiöse Frage.

Ziel unserer Reise war natürlich nicht, zur Ausreise zu ermuntern, sondern die Gemeinden zu stärken und zu erkunden, wie bei der Kirchwerdung geholfen werden kann. Aber – das war nicht anders zu erwarten – die Ausreiseproblematik war überall virulent.

Die Fremde ist ihnen zur Heimat geworden. Es hat im 18. und 19. Jahrhundert immer neue Schübe der Auswanderung gegeben. Wirtschaftliche Not, die Aussicht,

der Verarmung zu entgehen, motivierte zur Auswanderung. Man nahm ein Stück Heimat mit: Sprache, Kultur, Kirche und möglichst auch die deutsche Schule. Es ist keine Frage, daß in der Fremde die Religion, die eigene Konfession entscheidende Bedeutung gewann für die Bewahrung der eigenen Identität.

Nicht die Revolution 1917, nicht der sich formierende Atheismus brachte die Katastrophe, sondern das Jahr 1941, der Einmarschbefehl Hitlers in die Sowjetunion. Jetzt wurden die Sowjetbürger deutscher Nationalität pauschal als Spione und Kollaborateure deklariert und – zumal nach den ersten Erfolgen Hitlers – überstürzt und unter schrecklichen Bedingungen nach Sibirien in die kasachische Steppe und andere asiatische Gebiete deportiert. Sie haben schwer dafür bezahlt – und lange nach dem Kriegsende –, daß sie Deutsche waren. Kommt man ins Gespräch mit den Gemeinden über die Lebenswege und Lebensschicksale dieser Menschen und ihrer Familien, so stößt man bald auf diese Erfahrungen. Heute wird ja auch öffentlich im Zeichen von Glasnost über diese Leidenszeiten gesprochen.

Als nach dem Besuch Adenauers 1955 die deutschen Kriegsgefangenen heimkehrten, blieben viele Sowjetbürger deutscher Nationalität in den Arbeitslagern. Das Jahr 1964 brachte durch eine Erklärung des Präsidiums des Obersten Sowjets eine Rehabilitierung.

„Das Leben hat gezeigt, daß diese wahllos erhobenen Anschuldigungen unbegründet und ein Ausdruck der Willkür unter den Bedingungen des Kults der Person Stalins waren“, heißt es da. Aber eine Rückkehr in die alten Wohngebiete wurde ausdrücklich ausgeschlossen.

Diese Vergangenheit sitzt tief. Mir ist in ganz anderer Weise verständlich geworden, warum die Frage nicht zur Ruhe kommt: Wo ist die Heimat für unsere Kinder? Bei der Volkszählung 1979 haben fast 2 Millionen Sowjetbürger sich als „deutsch“ registrieren lassen. Opportunisten können das nicht sein nach dieser Vergangenheit, die sie doch in irgendeiner Weise mit zu übernehmen haben.

Ich begegnete auf dieser Reise mehr zufällig einer Professorin, wie sich herausstellte einer Deutschen, nicht kirchengebunden, ihr Mann, ebenfalls an einer Universität in Sowjet-Asien tätig, er russischer Nationalität. „Uns geht es relativ gut. Sollte ich mich vor 20 Jahren als Deutsche zu erkennen geben? Mein Sohn kam in die Schule. Sollte er unter den festsitzenden Vorurteilen zu leiden haben: Deine Mutter ist Deutsche, du hast eine Faschistin zur Mutter?“

Was ist zu tun? Was können wir tun? Als Kirchen der westlichen Welt müssen wir uns vor jeder unbedachten Bevormundung hüten. Unsere Hilfsbereitschaft hat ja leicht ungewollte Nebenwirkungen. Eine der Hauptfragen war immer wieder: Wie können unsere Kinder die deutsche Sprache bewahren? Wird das überhaupt möglich sein, auch bei wachsendem guten Willen der Behörden?

Die Zerstreuung ist zu groß. Kann die Wiedererrichtung einer autonomen Republik hilfreich sein? Bezeichnenderweise werden mehr russische als deutsche Bibeln erbeten. So schwer es den vielen älteren Gemeindegliedern fällt, das neue Gesangbuch, das in Kürze herauskommt, wird zweisprachig sein müssen, vor allem um der Jugend willen. Wir sind großartigen Laien begegnet, Männern und Frauen, die die Gemeinden zusammenhalten. Aber eine sich öffnende Gesellschaft erlaubt es den Gemeinden nicht mehr, wie bisher zurückgezogen zu leben. Man muß dialogfähiger werden, auch im Kontext der sich langsam bildenden Ökumene. Man braucht also Ausbildung und Fortbildung.

Aber es ist nun einmal so, gerade die Beweglichen sind eher bereit auszuwandern und einen Neuanfang in der Heimat der Väter zu wagen. 1988 kamen fast 50 000 Deutsche aus der UdSSR. 70 % von ihnen waren evangelisch: 33 % Lutheraner, 22 % Baptisten, 14 % Mennoniten.

Ich denke, wir werden beides tun müssen: Wir müssen die annehmen, die kommen, daß sie nicht in eine neue „Fremde“ geraten, und zugleich müssen wir das Mögliche tun, kirchlich und staatlich, daß die deutschsprachige Minderheit in dem Vielvölkerstaat, so wie sie es möchte, leben kann. Schwierig genug ist diese Aufgabe.

Und wenn ich das noch hinzufügen darf: Wir sind bemüht, diese Aufgabe, soweit sie die Kirchen betrifft, nicht an uns zu ziehen, sondern sie gemeinsam zu übernehmen im Verbund mit den Kirchen in der DDR und in Österreich.

Martin Kruse

„Solidarität der Kirchen mit den Frauen“

Zu dieser Dekade, die der Ökumenische Rat der Kirchen von 1988 bis 1998 ausgerufen hat, hat sich in Köln am 23./24. November 1989 eine bundesweite Dekadenkonferenz konstituiert. Eingeladen waren die zehn in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen zusammengeschlossenen Mitgliedskirchen, die großen kirchlichen Frauenverbände und kleinere Initiativegruppen und Frauennetzwerke. Von den siebzig Teilnehmerinnen – zum großen Teil im mittleren Alter und aktiv in der örtlichen und übergemeindlichen Frauenarbeit – waren 21 katholisch, 30 evangelisch, sieben kamen aus den Freikirchen und sechs aus den Netzwerken. Hildegard Zumach, Generalsekretärin der Evangelischen Frauenarbeit in Deutschland, hielt bei der Eröffnung der Konferenz fest, daß der Ökumenische Rat mit der Dekade nichts Neues „von oben erfunden“ habe, sondern vielmehr einen „Resonanzboden für Frauenbefreiungsbewegungen“ schaffen wolle, auf dem die vielfältigen Bemühungen um eine geschwisterliche Gemeinschaft von Frauen und Männern in den Kirchen gebündelt, verknüpft und verstärkt werden sollen. Mit der Konstituierung der Dekadenkonferenz sei neben dem Weltgebetstag der Frauen ein zweites ökumenisches Forum für Frauen in der Bundesrepublik entstanden.

Die Konferenz selbst war dann eher vom Erfahrungsaustausch bestimmt als von Strategiediskussionen. So konnte man erfahren, daß das Anliegen der Dekade sehr unterschiedlich „angekommen“ und aufgenommen worden ist: in der nordelbischen evangelischen Landeskirche gibt es beispielsweise einen Dekadebeirat der Landessynode, und auch die Synode der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau hat einen Dekade-Ausschuß berufen, der, wie in Nordelbien, mit Frauen und Männern besetzt ist. In anderen Kirchen dagegen ist man erst dabei, die Ziele und Anliegen der Dekade für sich zu entdecken und in die Praxis umzusetzen.

Die Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“ zielt einmal darauf, Frauen zu ermutigen und zu ermächtigen, sich auf allen Ebenen kirchlichen Lebens mit